

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Javier Marías
Schwarzer Rücken der Zeit

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Ich glaube, dass ich Fiktion und Wirklichkeit noch nie verwechselt habe, wenn ich sie auch mehr als einmal miteinander vermischt habe, wie es jeder tut, nicht nur die Romanziere, nicht nur die Schriftsteller, sondern alle, die seit Beginn unserer bekannten Zeit irgendetwas erzählt haben, und in dieser bekannten Zeit hat niemand etwas anderes getan, als eben zu erzählen und zu erzählen oder seine Erzählung aufzubereiten und zurechtzulegen oder sie sich auszudenken. Jeder erzählt Anekdoten über das, was ihm widerfahren ist, und durch die bloße Tatsache, dass er es erzählt, entstellt und verdreht er es schon, die Sprache kann die Dinge nicht reproduzieren und sollte es deshalb auch nicht versuchen, und daher kommt es vermutlich, dass man bei Gerichtsprozessen – bei denen im Film, die ich am besten kenne – die Beteiligten zuweilen um eine materielle oder körperliche Rekonstruktion des Geschehens bittet, man bittet sie, die Gesten, die Bewegungen, ihre vergifteten Schritte zu wiederholen oder wie sie das Messer führten, um sich in Angeklagte zu verwandeln und so zu tun, als griffen sie noch einmal zur Waffe und versetzten demjenigen den Hieb, der ihretwegen zu existieren aufhörte und nicht mehr da ist, oder der Luft, denn es genügt nicht, dass sie es mit der größtmöglichen Genauigkeit und Leidenschaftslosigkeit berichten und erzählen, man muss es sehen, und man verlangt von ihnen eine Nachahmung, eine Vorstellung oder Inszenierung, wenn auch jetzt ohne den Dolch in der Hand oder ohne Körper zum Hineinstecken – Mehlsack, Fleischsack –, jetzt mit kühlem Kopf und ohne ein weiteres Verbrechen auf sich zu laden

oder ein neues Opfer hinzuzufügen, jetzt nur als Simulation und Erinnerung, denn was sie nicht können, ist, die vergangene oder verlorene Zeit reproduzieren oder den Toten wieder zum Leben erwecken, der in dieser Zeit verging und verloren ging.

Dieser Umstand verweist auf einen letzten Rest von Misstrauen gegenüber dem Wort, unter anderem, weil das Wort – selbst das gesprochene, selbst das ungeschliffenste – in sich selbst metaphorisch und deshalb ungenau ist, mehr noch, gar nicht denkbar ist ohne – oft unwillentliches – Ornament, das noch in der nüchternsten Aussage und fast immer im Ausruf und in der Beschimpfung enthalten ist. Es genügt, dass jemand ein »als ob« in seine Erzählung einfügt; mehr noch, es genügt, dass er eine Gleichsetzung oder einen Vergleich vornimmt oder im übertragenen Sinne spricht (»er wurde wild wie eine Furie« oder »er führte sich wie ein Bauernlummel auf«, diese umgangssprachliche Ausdrucksweise, die eher der Sprache als dem auswählenden Sprecher gehört, mehr braucht es nicht), damit die Fiktion sich in die Erzählung des Geschehens einschleicht und es entstellt oder verfälscht. In Wirklichkeit ist das alte Bestreben eines jeden Chronisten oder Überlebenden, das Ereignis zu erzählen, das Vorgefallene zu berichten, die Fakten und die Verbrechen und die Heldentaten festzuhalten, eine bloße Illusion oder Chimäre oder, besser gesagt, der Ausdruck selbst, der Begriff selbst ist bereits metaphorisch und Teil der Fiktion. »Das Geschehen erzählen« ist unvorstellbar und vergeblich oder aber nur möglich als Erfindung. Auch die Vorstellung des Zeugnisses ist vergeblich, es hat keinen Zeugen gegeben, der seiner Aufgabe wirklich gerecht geworden wäre. Und außerdem vergisst man immer zu viele Augenblicke, auch Stunden und Tage und Monate und Jahre und die Narbe eines Schenkels, den man während seiner bekannten und verlorenen Zeit lange Zeit tagtäglich gesehen und geküsst

hat. Man vergisst ganze Jahre und nicht notwendig die bedeutungslosesten.

Und dennoch werde ich mich hier denen zugesellen, die versucht haben, genau das zu tun, oder getan haben, als sei es ihnen gelungen, ich werde erzählen, was im Zusammenhang mit der Niederschrift und Verbreitung eines Romans, einer literarischen Fiktion, geschehen ist oder in Erfahrung gebracht oder auch nur gewusst wurde – das in meiner Erfahrung oder in meiner Erfindung oder in meinem Wissen Geschehene, oder vielleicht ist alles nur nie endendes Bewusstsein. Es ist gewiss nicht weiter bedeutsam, auch nicht schwerwiegend oder dringlich, vielleicht ist es unterhaltsam für den neugierigen Leser, der grundsätzlich bereit ist, mich zu begleiten, mir bereitet es das Vergnügen des Risikos, ohne Motiv und fast ohne Ordnung und ohne vorherigen Entwurf und ohne Suche nach Kohärenz zu erzählen, als täte ich es mit einer launischen, unvorhersehbaren Stimme, die wir jedoch alle kennen, der Stimme der Zeit, wenn sie noch nicht vergangen und auch nicht verloren ist und vielleicht ebendeshalb nicht einmal Zeit ist, vielleicht ist es nur jene, die verstrichen ist und sich erzählen lässt oder diesen Anschein besitzt und deshalb die einzig ambivalente ist. Ich glaube, dass diese Stimme, die wir hören, immer fiktiv ist, vielleicht wird es hier die meine sein.

Ich bin nicht der erste Schriftsteller und werde auch nicht der letzte sein, dessen Leben durch das bereichert oder verdammt oder nur verändert wird, was er erdacht oder erdichtet und geschrieben und veröffentlicht hat. Im Unterschied zu den eigentlichen literarischen Fiktionen sind die Elemente der Erzählung, die ich jetzt in Angriff nehme, völlig zufällig und willkürlich, rein episodisch und akkumulativ – nichts passt zusammen, so die schülerhafte Formel der Kritik, beziehungsweise kein Element würde des anderen bedürfen –, denn im Grunde lenkt sie kein Autor, obwohl ich es bin, der

sie erzählt, sie entsprechen keinem Plan noch folgen sie einer Richtung, die meisten kommen von außerhalb, und es fehlt ihnen an Intentionalität; sie brauchen also keinen Sinn zu stiften noch bilden sie ein Thema oder eine Handlung oder gehorchen einer verborgenen Harmonie, und man soll ihnen nicht nur keine Lehre entnehmen – auch von den richtigen Romanen sollte man so etwas nicht wollen, und vor allem sollten sie selbst es nicht wollen –, sondern nicht einmal eine Geschichte mit ihrem Anfang und ihrer Dauer und ihrem schlussendlichen Verstummen. Ich glaube nicht, dass dies eine Geschichte ist, obwohl ich mich täuschen kann, da ich ihr Ende nicht kenne. Der Anfang dieser Erzählung, das weiß ich, liegt außerhalb von ihr, in dem Roman, den ich vor Zeiten geschrieben habe, oder, verschwommener noch, in den beiden Jahren davor, die ich in der Stadt Oxford verbrachte, wo ich wie ein Hochstapler amüsante, eher nutzlose Dinge an ihrer Universität unterrichtete und dem Ablauf jener vereinbarten Zeit beiwohnte. Ihr Ende wird ebenfalls außerhalb bleiben und sicher mit meinem zusammenfallen, in einigen Jahren, so hoffe ich zumindest.

Es kann aber auch sein, dass dieses Ende mich überlebt, so wie uns fast alles überlebt, was wir äußern oder was uns begleitet oder was wir verursachen, wir dauern weniger als unsere Absichten. Wir hinterlassen zu vieles, das wir in Gang gesetzt haben, und dessen so kraftlose Trägheit überlebt uns: die Worte, die uns ersetzen und die zuweilen jemand aufgreift oder weitergibt und deren Herkunft er nicht immer erwähnt; die glattgestrichenen Briefe und die eingerollten Fotografien und die auf ein vergilbtes Papier notierten Worte für die, die allein schlafen wird nach den wachen Umarmungen, weil wir uns in der Nacht wie Schufte auf der Durchreise davonstehlen; die Gegenstände und die Möbelstücke, die uns zu Diensten waren und die wir bei uns aufgenommen haben – ein roter Stuhl, eine Schreibfeder, eine Szene aus

Indien, ein Bleisoldat, ein Kamm –, die Bücher, die wir geschrieben, aber auch die, die wir nur gekauft und einmal gelesen haben oder die bis zum Schluss ungeöffnet auf ihrem Regalbrett standen und ihr erwartungsvolles Leben in Erwartung anderer, begierigerer oder ruhigerer Augen gefügig an einem anderen Ort fortsetzen werden; die Kleidungsstücke, die zwischen Naphtalin hängen bleiben, weil vielleicht jemand, der sentimental ist, darauf besteht, sie aufzubewahren – obwohl ich nicht weiß, ob es noch Naphtalin gibt, die Stoffe, die ungelüftet ausbleichen und dahinwelken und jeden Tag mehr die Formen vergessen, die ihnen Sinn gaben, und den Geruch dieser Körper –; die Lieder, die weiter gesungen werden, wenn wir sie nicht mehr singen noch trällern noch hören, die Straßen, die uns beherbergen, als wären sie endlose Flure und Zimmer, die nicht auf ihre flüchtigen und austauschbaren Bewohner achten; die Schritte, die man nicht reproduzieren kann und die keine Spur auf dem Asphalt hinterlassen und auf der Erde gelöscht werden oder nicht, diese Schritte bleiben nicht, sondern gehen fort mit uns oder sogar vorher, mit ihrer Harmlosigkeit oder ihrem Gift; und die Medikamente, unsere hastige Schrift, die geliebten Fotos, die wir aufgestellt haben und die uns nicht mehr anschauen, das Kissen und unser über eine Rückenlehne gehängtes Jackett; ein Tropenhelm, der in den dreißiger Jahren an Bord des Schiffes »*Ciudad de Cádiz*« aus Tunis kam und meinem Vater gehört und noch immer den Kinnriemen bewahrt, und dieser Hinduadjutant aus bemaltem Holz, den ich voll Ungewissheit mit nach Hause gebracht habe, auch diese Figur wird länger dauern als ich, möglicherweise. Und die von uns erfundenen Erzählungen: Die anderen werden sich ihrer bemächtigen oder von unserer vergangenen, verlorenen und nie gekannten Existenz sprechen und uns auf diese Weise in Fiktion verwandeln. Selbst unsere Gesten werden auf jemanden übergehen, der sie ge-

erbt oder sie gesehen hat und unwillkürlich zum Nachahmer wurde oder sie absichtlich wiederholt, um uns heraufzubeschwören und eine seltsame Illusion vorübergehender Existenz an unserer statt zu schaffen; und vielleicht erhält sich vereinzelt bei einer anderen Person eines unserer äußeren Merkmale, das wir unabsichtlich weitergegeben haben werden, kokett oder als unbewusster Fluch, denn die Merkmale bringen zuweilen Glück oder Unglück, die leicht orientalischen Augen und die Lippen, wie mit dem Pinsel gezogen – »Schnabelmund, Schnabelmund« –; oder das fast gespaltene Kinn, die breiten Hände und in der Linken eine Zigarette, ich werde niemandem ein Merkmal hinterlassen. Wir verlieren alles, weil alles bleibt, außer uns. Deshalb ist möglicherweise jede Form von Nachwelt ein Affront und vielleicht ist es dann auch jede Erinnerung.

Ich werde hier mehr als einen Affront begehen, weil ich, unter anderem, von einigen wirklichen Toten, die ich nicht gekannt habe, sprechen und so eine unerwartete und ferne Form von Nachwelt für sie sein werde. Oder, anders gesagt, ich werde Erinnerung an sie sein, ohne sie gesehen zu haben und ohne dass sie mich in ihrer bereits verlorenen Zeit hätten voraussehen können, ich werde ihr Phantom sein. Die meisten von ihnen haben weder einen Fuß in mein Land gesetzt noch meine Sprache beherrscht, außer einem von ihnen, über dessen Tod mir hingegen nichts bekannt ist, Hugh Oloff de Wet, der in dem Jahr in Madrid war, als ich in Madrid geboren wurde, und sehr viel früher hier beinahe an die Wand gestellt worden wäre. Hier hatte er auch getötet, wie an anderen Orten, nachher und vorher. Und es gibt noch einen, er wurde bei mir zu Hause geboren, ich nehme an, im selben Bett wie ich, und ich sehr viel später.

Man sagt immer, hinter jedem Roman stehe ein Stück Leben oder Wirklichkeit des Autors, wie blass und schwach und episodisch auch immer, und sei es auch in verwandelter Form. Man sagt das, als würde man der Phantasie und der Erfindungskraft misstrauen, auch, als bedürften der Leser oder die Kritiker eines Halts, um angesichts des vollkommen Erfundenen oder aller Erfahrung und Grundlage Entbehrenden nicht Opfer eines sonderbaren Schwindels zu werden, als wollten sie nicht erschauern vor dem, was zu existieren scheint, während wir es lesen – zuweilen atmet und flüstert und überzeugt es sogar –, und doch nie gewesen ist, oder sich letztlich damit lächerlich machen, das ernst zu nehmen,

was nur eine Einbildung ist, man kämpft gegen das heimliche Empfinden, dass Romane lesen etwas Kindliches oder zumindest unpassend ist für das Erwachsenenleben, das immer mehr wird.

Unter meinen Romanen gibt es einen, der seinen Lesern diesen Trost oder Vorwand in größerem Ausmaß erlaubte als die anderen, ja darüber hinaus zu der Vermutung einlud, dass alles, was in ihm erzählt wurde, seine Entsprechung in meinem eigenen Leben besaß, obwohl ich nicht weiß, ob dieses wiederum Teil der Wirklichkeit ist oder nicht, vielleicht wäre es das nicht, wenn ich es erzählen würde, und etwas erzähle ich ja schon. Wie auch immer, dieser Roman mit dem Titel ›Alle Seelen‹ bot sich an für die fast völlige Identifikation seines Erzählers ohne Namen mit seinem Autor mit Namen Javier Marías, demselben dieser Erzählung, bei der Erzähler und Autor in der Tat übereinstimmen, und deshalb weiß ich nicht mehr, ob wir einer sind oder zwei, zumindest nicht, solange ich schreibe.

›Alle Seelen‹ erschien in einem Verlag, an dessen Namen man sich besser nicht erinnert, im März oder April 1989, vor nunmehr acht Jahren (das Erscheinungsdatum ist März, aber der Roman wurde von Eduardo Mendoza mit großzügigen Worten am 7. April, einem aus anderen Gründen sehr bedeutenden Tag, in der Madrider Bar Chicote vorgestellt), und es genügte ein Blick auf den Klappentext der Erstausgabe, in dem ein paar knappe biographische Angaben zum Autor standen, um zu erfahren, dass ich zwei Studienjahre lang, von 1983 bis 1985, an der Universität von Oxford unterrichtet hatte, genau wie der spanische Erzähler des Buches, obwohl in dem Fall keine zeitlichen Angaben gemacht wurden. Und es stimmt, dass dieser Erzähler die gleiche Stelle innehat, die ich in meinem eigenen Leben oder meiner eigenen Geschichte innehatte, an die ich mich erinnere, aber wie bei vielen anderen Elementen dieses Romans und anderer handelte es sich

dabei nur um eine von mir so genannte Leihgabe des Autors an die Figur. Wenig von dem, was in dem Buch erzählt wird, stimmt mit dem überein, was ich in Oxford erlebt oder gewusst habe, oder nur das Nebensächlichste, das die Fakten nicht berührt: die gedämpfte Atmosphäre der reservierten oder abweisenden Stadt und ihre zeitlosen Professoren, die sich so sehr über ihre Tätigkeit täuschen und so wenig über ihr Schicksal (ihr immer auf Nützlichkeit gerichtetes Denken); die dunklen, winzig kleinen Antiquariate, die ich mit Handschuhen und lauerndem Blick aufsuchte, Hoffnung der Antiquare, die sich erfüllte; die trübsinnigen oder finsternen Bettler, die am Nachmittag die Straßen bevölkern und sie kreuz und quer ablaufen, in irgendeine ferne oder imaginäre Beleidigung versunken, ohne Zweck noch Ziel oder Genugtuung; das frenetische Gebimmel der benachbarten, stets leeren Kirchen St. Giles und St. Aloysius, die unbeirrt fortfahren, die Gläubigen anderer, gläubigerer Jahrhunderte zu rufen, Seelen, die nicht mehr existieren, aber die vielleicht für sie nicht gestorben sind; und der verlassene Bahnhof von Didcot in der gelblichen Nacht matter Laternen, die sich mit jedem Flackern von ihrer geduldigen, erschöpften Schlaflosigkeit verabschieden zu wollen schienen: Dort gab es eine junge blonde Frau mit Regenmantel und Perlenkette, die rauchte und ihre mit Schnallen und flachen Absätzen versehenen englischen Füße im Rhythmus einer erinnerten Musik bewegte, die niemand sonst auf diesem Bahnsteig für nächtliche Nachzügler hörte; und das Tageslicht, das im Frühjahr stundenlang in der Schwebe blieb und bewirkte, dass der blasse Himmel stillstand oder ausharrte; oder eine Blumenverkäuferin mit dem Aussehen einer Zigeunerin, die sonntagsmorgens vor meinem Haus Stellung bezog mit ihrer Lederjacke und ihren hohen Stiefeln und ihrer langen Mähne wie aus schwarzem Wachstuch und die ich in meinem Buch Jane genannt habe und deren Name im Leben Anne war, Anne

Joseph, und die im nahen Reading mit seinem berühmten Gefängnis lebte, verheiratet mit Mr. Hyde, Anne Joseph Hyde mit ihren neunzehn Jahren, auch wenn es regnete oder schneite oder der Wind an ihren bescheidenen, in Silberfolie gewickelten Blumen zerrte und sie den Reißverschluss bis oben zuziehen und das Kinn herunterdrücken musste, und jetzt wird sie einunddreißig sein, wenn sie noch dort ist oder in der Stadt Reading mit Hyde; oder der uralte kleine Pförtner mit dem klaren Blick, der aus seiner Loge der Tayloriana heraus grüßte, wo ich arbeitete und meinen Unterricht erteilte, den ich in dem Buch Will genannt habe und mit dem ich dort oft sprach, aber nie im Leben, in dem er Tom hieß, niemals über den fröhlichen Gruß hinaus, und jetzt habe ich erfahren, dass Tom gestorben ist, und so sind beide gestorben, Tom und Will; und es ist seltsam, den Pförtner Will, der niemals existiert hat oder nicht leibhaftig, besser gekannt zu haben und seinen nur mit Papier und Tinte dargestellten Tod – aber er ist nicht einmal geschrieben, denn am Ende dieses Romans sagte ich: »Will lebt, der alte Pförtner« – mehr zu bedauern als den des wirklichen Tom, dessen wirklicher Name auch nicht Tom war, sondern Walter, wie ich jetzt in einem Brief sehe, den er am 5. Juni 1984 geschrieben hat, als ich dort war und ihn mit seinen erstaunten blauen Augen und der freundlich erhobenen Hand bisweilen auf seinem Ehrenposten der Tayloriana antraf, der nur noch geliehen war: Man erlaubte ihm, sich hin und wieder in die Loge zu setzen, damit er sich nützlich fühlte und nicht den Faden der Kontinuität verlor, damit er spielen konnte, weiterhin Pförtner zu sein, im Alter wie in der Kindheit wird man getäuscht und spielt man, und es werden einem Dinge verborgen oder das geschieht in jedem Alter. Und in diesem Brief unterschreibt er so, »Walter Thomas« und in Klammern »(Tom)«, für den Fall, dass der Professor, an den er sich wandte, ihn nicht an seinem wirklichen Namen und Vornamen erkannte, die Her-

ren kennen gewöhnlich nicht die Namen derer, die sie bedienen oder nur da sind und warten, wie in dem Gedicht von Milton. Tom schreibt ohne Kommas und mit ziemlich kräftiger und sehr lesbarer Schrift für sein Alter und sagt, er sei seit dreiundsechzig Jahren Bediensteter in Oxford und habe aus diesem Grund kürzlich an drei vormittäglichen Gesprächsrunden einer örtlichen Rundfunkstation und ein Jahr zuvor an einer Fernsehsendung mit dem Titel ›Rückkehr nach Oxford‹ teilgenommen (»viele Professoren haben sich sehr gefreut sie haben gesagt ich war sehr gut«). »Jetzt werde ich allmählich ein bißchen alt 93«, fügt er hinzu und erläutert, wie er nach einem dreijährigen Dienst bei den alten Luftstreitkräften, dem Royal Flying Corps des Ersten Weltkrieges, Pförtner des Queen's College und später längere Zeit von All Souls war, ausgerechnet von All Souls oder Alle Seelen (und ich habe das erst jetzt erfahren) in seiner wörtlichen und ungenauen Übersetzung, wo er mit siebzig Jahren in Pension ging. Er erwähnt Sir Arthur Bryant, dessen Diener er im Queen's war und der ihn immer drängte, ein Buch zu schreiben. »Jetzt ist er gestorben«, sagt er über den Historiker, der sich gewiss niemals die Mühe gemacht hat, ihn zu historisieren, »aber er war ein Mann für den zu arbeiten sehr angenehm war«, bemerkt er mit der Beflissenheit dessen, der immer ein Dienender war und sich vielleicht deshalb austauschbar und zweitrangig fühlte, nicht einmal als Zeuge. »Viel Glück, Herr Professor«, so verabschiedet sich Tom, den der Empfänger des öffentlich gemachten Briefes den »hilfsbereitesten Menschen Europas« nennt. »Viel Glück, Herr Professor«, so verabschiedet sich von mir daher auch der friedliche und vergnügte Pförtner Will, den ich erfunden oder erdichtet habe und der mir bei seinen ständigen Reisen durch die Zeit verschiedene Namen zudachte – Dr. Magill und Dr. Myer und Mr Brome und Dr. Ashmore-Jones und Mr Renner und Dr. Nott und Mr Trevor und auch Mr Bran-

shaw –, denn nichts von dem, was ich jetzt über Tom weiß, steht im Widerspruch oder im Gegensatz zu meinem fiktiven Will, der sich jeden Tag in einem anderen Jahr seines verschobenen Lebens glaubte, und deshalb war für ihn jede Zeit Gegenwart oder Wiederkehr, und nichts war vergangene oder verlorene Zeit, die man nicht mehr reproduzieren kann. Doch er reproduzierte sie ohne seinen Willen, und so hatte er das Glück, dass keine für ihn ambivalent war. Wer weiß, in welchem lebendigen Jahr seiner Reisen ihn der Tod ereilte, in welchem jungen oder reifen oder alten Augenblick seiner langen Existenz er sich zu verabschieden glaubte, an welchem unseligen oder heiteren Tag. An dem Tag, der seinen zerbrechlichen Körper stillstehen ließ, lebte für Will vielleicht noch seine Frau, die ihm in der wirklichen Zeit vorausgegangen war, in unserer Zeit, die er verlassen hatte, und er glaubte, jene, deren Witwer er so viele Jahre gewesen war, zur Witwe zu machen. Vom Tod Toms erzählte mir sein Neffe John, ebenfalls Pförtner der Tayloriana, gewiss durch Erbschaft, obwohl diese Erbschaft nicht die äußere Erscheinung einschloss: ein korpulenter, hochgewachsener Mann mit zweigeteiltem Haar und kriegerischem Schnurrbart wie ein primitiver Boxer, scheinbar tolerant gegenüber den Schwächen der anderen, aber mit zu viel dubiosem Humor, wie ich später noch ausführen werde. Vor kurzem hat man ihn entlassen, sein Onkel Tom wird sich den Kummer erspart haben.

Nur der Schauplatz war also real, und das nicht zu sehr, es war ein schiefes Oxford, ein Abbild aus meiner imaginären oder falschen Sicht, der gleichen Erzählperspektive, wie sie jemand hat, der eine einzige Nacht in einem legendären Hotel verbringt, das seine bedeutungslose, prätentiose Anwesenheit neben den berühmten Persönlichkeiten, die einst dort übernachteten oder logierten oder sich vielleicht umbrachten oder umgebracht wurden, um es zu adeln und ein fortan nur noch Touristen zugängliches Zimmer zu ver-



schließen, gar nicht registrieren wird. Nur das Nebensächliche, habe ich gesagt, wo es doch so schwierig ist, zu wissen, was sich als nebensächlich oder wesentlich erweisen wird, wenn unser Buch oder unsere Geschichte oder unser Leben ein Ende gefunden haben und bekannte oder vergangene Zeit sind, die man nicht mehr reproduzieren kann. Oder womöglich kann es das Buch, jedes Mal, wenn es gelesen wird: Doch nein, jede Lektüre verändert es, aber keine schreibt es neu.

Und real war auch, was vielen Lesern besonders romanesk und fiktiv erschienen war, als reine Erfindung nach Art von Kipling, als reine Dichtung, die tastend erzählte Geschichte des glücklosen und unglücklichen und jovialen Schriftstellers John Gawsworth, des unglaublichen Königs von Redonda, der sein Reich niemals zu Gesicht bekam, aber es mehrmals verkaufte und sich Juan I. nennen ließ und dessen wirklicher Name auch ein anderer war, Terence Ian Fytton Armstrong, von dem ich zwei Fotografien in dem Roman wiedergegeben und beschrieben habe, die ich jetzt erneut hier aufnehme, zur Erinnerung für diejenigen, die ihn gelesen haben, und zur unmittelbaren Kenntnisaufnahme für jene, die ihn nicht gelesen haben und sich mit seinem Gesicht und seinen verschiedenen Namen werden vertraut machen müssen, wenn sie diesen Seiten verbunden bleiben und sie umblättern werden. Von diesem Mann werde ich nämlich sprechen müssen, und nicht zu wenig, denn jetzt habe ich ihn sozusagen bei mir zu Hause. Anders gesagt, obwohl er tot ist – und das zweite Foto ist genau genommen nicht von ihm, sondern von der Totenmaske, die Hugh Oloff de Wet sogleich von ihm angefertigt hatte, eine unpassende Ehrung für jemanden, der die Welt als Bettler verließ –, lebt er ein wenig in mir, wenn man das von jemandem sagen kann, der vor nunmehr sechsundzwanzig Jahren gestorben ist, ohne etwas von meiner Existenz zu ahnen.

